

27.01.2006

Vortrag von Dr. Ernst-Helmut Segschneider
zum 350-jährigen Jubiläum des Heimathauses "Hollager Hof v. 1656"

Festvortrag über das Niederdeutsche Hallenhaus im Wandel der Zeit

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

(1:) Das Heimathaus „Hollager Hof, vor seiner Umsetzung ein zum Vollerben Gers-Barlag im Ortsteil Barlage gehörender Kotten, gehört zum Typus des „Niederdeutschen Hallenhauses“, der vom südlichen Westfalen bis an die deutsche Nordseeküste und in seiner West-Ost-Ausdehnung vom friesischen Raum bis, dem Zug der mittelalterlichen Ostkolonisatoren folgend, in die Danziger Bucht und den Nordwesten Ostpreußens vorgedrungen war. Der in älterer Zeit verwendete Terminus, "Niedersachsenhof" ist also irreführend und deshalb durch „Niederdeutsches Hallenhaus“ ersetzt worden.

(2:) Die dreischiffige Anlage ist in ihrem Grundschema im Raum zwischen Ems und Elbe schon für die Zeit vor mehr als zweitausend Jahren durch archäologische Forschungen nachgewiesen. Das auffälligste Merkmal dieses Haustyps ist, dass er die wichtigsten Funktionen bäuerlichen Lebens und Wirtschaftens unter einem Dach vereint: das Wohnen der Menschen, die Unterbringung und Versorgung des Viehs, die Bergung der Ernte und Verrichtungen jeglicher Art, die mit diesen Funktionen eng verbunden waren. Das Bestimmungswort „Halle“ in „Hallenhaus“ verweist auf die hallenweite Geräumigkeit des Gebäudes: Menschen, Tiere, Einrichtungen und alles, was an täglicher Arbeit anfiel, sind hier in eine übersichtliche und das heißt auch: für den Bauer und die Bäuerin gut zu überschauende Ordnung eingebunden.

(3:) Man definiert diesen Typus eines Fachwerkhäuses auch als „Gerüstbau“. Das hohe Satteldach wird von einem inneren Gerüst getragen.

(4:) So verhält es sich beim Zwei- und Dreiständerhaus, wo die quer über die Diele gelegten Dachbalken von je zwei bzw. drei Ständern getragen werden. Beim Vierständerbau werden sie von vier Ständern getragen, wobei die beiden äußeren Ständer Teile des Fachwerks der beiden seitlichen Außenwände sind. In diesem Fall wird das Dach nicht nur vom inneren Gerüst, sondern auch von den Außenwänden des Hauses getragen. Es ist im Gegensatz zum Zwei- oder Dreiständerhaus ein „Wandhaus“. Der Kotten des ehemaligen Hofes Gers-Barlag vertritt den in Nordwestdeutschland am weitesten verbreiteten Typus des Zweiständerhauses. Das Vierständerhaus hat sich seit dem 16. Jahrhundert vom Oberweserraum aus, wo es unter städtischem Einfluss entstanden war, in nördliche und nordwestliche Richtungen ausgebreitet. Im nordwestlichen Niedersachsen blieb es im wesentlichen auf große Erbhöfe beschränkt.

(5:) Die Ausmaße dieses zum Hof Gers-Barlag gehörenden Kottens sind recht ansehnlich. Der Wirtschaftsteil mit Diele und Kübbungen misst vier Fach. Ein Fach oder Joch erstreckt sich zwischen zwei Ständern in der Längsrichtung des Hauses. An den Wirtschaftsteil schließt sich mit einem fünften Fach die Küche, mundartlich das „flett“ an, und daran ein sechstes, größeres Fach, nämlich das Kammerfach. Nach Auskunft von Herrn Heinrich Sandmann, wohnhaft im Ortsteil Barlage, der von 1939 bis 1950 mit seinen Eltern in diesem Hause gelebt hat, befand sich in dem dreigeteilten Kammerfach links die „spinnstoven“, also eine Kammer, in der in älterer Zeit der Flachs gebrochen, gehechelt, geschwungen, gesponnen, aufgehaspelt und, wenn ein Webstuhl vorhanden war, was anzunehmen ist, aufgeschert und zu Leinen gewebt wurde. In der Mitte befand sich die Wohnstube und rechts die Schlafkammer. Vom Tor, der

„niendör" aus gesehen, war im Verschlag auf der rechten Seite, in der Flucht der Kübbungen vor dem Flett eine Schlafkammer für die Kinder, im gegenüberliegenden Verschlag auf der linken Seite eine Milchammer eingerichtet.

Heinrich Sandmann erinnert sich noch an die Milchaufrahmschüsseln, mundartlich „setten" oder „melkbecken", die dort in einem Wandbord, einem „börd", aufgereiht waren. In den Ställen rechts und links waren zu seiner Zeit bis zu vier Kühe, außerdem Schweine und Schafe und rechts in nächster Nähe des Tors ein Pferd untergebracht. Diele und Flett waren durch eine Scherwand getrennt, in deren Mitte sich eine verglaste Doppeltür befand. Diese Trennwand ist erst in späterer Zeit, wohl um 1890, eingezogen worden. Rechts und links von der eben erwähnten Doppeltür standen im Flett zu der Zeit, an die sich Heinrich Sandmann erinnert, ein Kleiderschrank und ein Küchenschrank. Auch an die ehemals offene Herdstelle ist die Erinnerung wach geblieben. In die rechteckige Vertiefung passte ein vom Dorfschmied hergestellter Eisenblechkasten, der sich noch lange erhalten hatte. In ihm wurde früher für festliche Anlässe ein Stuten gebacken. Damit er auch Oberhitze bekam, wurde auf den Deckel glühende Holzkohle gelegt. Vor 1939, vielleicht schon Jahrzehnte früher war hier der Übergang vom offenen zum geschlossenen Herd vollzogen worden, denn die „Kochmaschine", eine Errungenschaft, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus den Vereinigten Staaten übernommen worden war, stand nach Sandmanns Erinnerung über dem offenen Herd, der nicht mehr benutzt wurde. Übrigens hat es auf dem Lande in manchen Häusern eine Übergangsperiode gegeben, zehn bis zwanzig Jahre vor und nach 1900, in der beide Herde, der traditionelle offene und der neue Herd mit umschlossener Feuerung, nebeneinander benutzt wurden.

(6:)Bei diesem Kotten handelte es sich ursprünglich und auch noch im 19. Jahrhundert um ein „Rauchhaus", d.h. um ein Haus ohne geführten Rauchabzug, also ohne Schornstein. Der Rauch suchte sich frei seine Wege durch Spalten zwischen den Dachbohlen oder im Sommer auch durch Fenster, Seitentüren und das Tor. Durch einen Holzrahmen zwei bis drei Meter über dem Herd wurde die Hitze gestaut, und der Rauch wurde seitlich zu den „schnüsen", den „wurstestöckern" im Wiemen gelenkt, wo die Mettwürste, Speckseiten und Schinken hingen und geräuchert wurden und bei Bedarf mit der „fleschgafel" heruntergeholt werden konnten. Das Rauchhaus, mit unseren heutigen gesundheitlichen Vorstellungen und hygienischen Ansprüchen nicht mehr vereinbar, hatte also in seiner Zeit seine wohldurchdachte und sinnvolle Zweckdienlichkeit.

(7:)Der Schornstein im von der Familie Sandmann bewohnten Kotten dürfte erst gegen Ende des 19. Jahrhundert eingebaut worden sein. Das entspräche der allgemeinen Entwicklung im nordwestlichen Niedersachsen. Einen Wandkamin, wie er etwa im westlichen Emsland unter niederländischem Einfluss häufiger anzutreffen war, hat es in diesem Hause nie geben. Ebenso gab es auch keinen Kellerraum. Beides passte nicht zum sozialen Status eines Kottens und seiner Bewohner. Das Pfannendach hat erst im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts oder sogar noch später ein älteres Weichdach, also ein mit Reet oder Stroh gedecktes Dach ersetzt. Reet nahm, wer es sich leisten konnte; ansonsten wurde das langhalmige Roggenstroh verwendet. Ein Weichdach wurde jedes Jahr ausgebessert und musste alle 25 bis 30 Jahre vollständig erneuert werden. Man kann davon ausgehen, dass im nordwestlichen Niedersachsen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, gebietsweise noch zwei, drei Jahrzehnte später, die Mehrzahl aller Gebäude in ländlichen Siedlungsräumen weich gedeckt war. Dass es heute nur noch selten anzutreffen ist, hat seine Gründe u.a. in der hohen Feuerversicherung, die es ja auch schon im 19. Jahrhundert gab.

(8:)Ich habe schon mehrmals den Namen Sandmann erwähnt Die Heuerlingsfamilie Sandmann bewohnte den Kotten des Vollerben Gers-Barlag seit 1859. Um diese Zeit, vielleicht auch etwas später, hat Gerhard Heinrich Sandmann, der Urgroßvater unseres Zeitzeugen Heinrich Sandmann, das Tor am Wirtschaftsgiebel erneuert Dieses Foto - es ist leider kein besseres aufzutreiben - zeigt das um oder bald nach 1859 erneuerte Tor. Es hat einen flachen Stichbogen, der im Weser-Ems-Gebiet erst im 19. Jahrhundert üblich wurde.

Details sind nicht erkennbar, so vor allem Initialen und Zahlen, die nach Zeugenaussagen in den Torsturz eingeschnitzt waren. Ausschlaggebend für das 350jährige Jubiläum, das in diesem Jahr 2006 in und mit dem „Hollager Hof“ gefeiert wird, ist die Jahreszahl 1656, die nach Aussagen Herr Heinrich Sandmanns und Herr Caspar Müllers, des langjährigen Vorsitzenden des Heimatbundes Osnabrücker Land, der mit Schülern der von ihm geleiteten Technikerschule Osnabrück den Kotten 1971 mit dem Ziel einer späteren Umsetzung abgetragen hat, im oberen Teil des Torrahmens festgehalten war. Gerhard Heinrich Sandmann hat im Zuge der Erneuerung des Tors 1859 oder etwas später die Jahreszahl 1656 vom alten Tor auf das neue übertragen. Ich sehe keinen Anlass für den Verdacht, dass er die Jahreszahl zurückverlegt haben könnte, um ein höheres Alter des Gebäudes vorzutäuschen. Solche Manipulationen hat es zwar auch schon in älterer Zeit gegeben, aber hier ist kein Motiv für ein solches Vorgehen erkennbar. Im Übrigen ist nach Auskunft Caspar Müllers durch Vermittlung des ehemaligen Pastors Böder, Voxtrup, eine dendrochronologische Stichprobe vorgenommen worden. Das Ergebnis sei eine Bestätigung dessen gewesen, was die Jahreszahl aussagt: Das für den Kotten verwendete Holz ist vor 1656 geschlagen worden. An der Glaubwürdigkeit des Datums 1656 ist also wohl nicht zu rütteln.

(9:)Einschränkend muss allerdings Folgendes festgestellt werden: Zwischen dem Abtragen des Kottens in der Barlage und seiner Wiedererrichtung an der Umlandstraße 20 nach den Plänen des Architekten Werner Krabbe vergingen runde zwanzig Jahre. Richtfest war am 7. September 1993. In dieser langen Zeitspanne hat das gelagerte Holzmaterial, dessen Standort mehrfach gewechselt werden musste und das auch dem Witterungswechsel der Jahreszeiten mehr oder weniger offen ausgesetzt war, Schaden genommen, und außerdem haben manche Teile bei Nacht und Nebel den Besitzer gewechselt, so z.B. und wohl nicht zufällig das Tor mit seiner altehrwürdigen Jahreszahl. Und damit sich der Transfer lohnte, ließ man anscheinend auch Teile des Giebelfachwerks mitgehen. So musste später Ersatz geschaffen werden, und den fand man in Badbergen. Spender war das dortige Hauptgebäude des Hofes Thumann. Während das eigentliche Tor durch ein neues mit einem Oberlicht ersetzt wurde, gehört die Toreinfassung offensichtlich authentisch in das Jahr 1656. Die Erbauer des Hauses in Badbergen waren Lampe Sunderman und seine Ehefrau Stineke (das mundartliche Deminutiv für „Christine“). Der über dem Tor eingeschnitzte und weiß ausgemalte Haussegen lautet: JCH BIN IUNG GEWESEN UND ALT WORDEN UND HAB NOCH NIE GESEHN DEN GERECHTEN VERLASSEN ODER SINEN SAMEN NACH BROT GEHEN". Die letzte Zeile heißt in unserer heutigen Sprache: "...und ich habe noch nie den Rechtschaffenen verlassen und seine Nachkommen um Brot betteln sehen". Dieser Vers 25 aus dem 37. Psalm des Alten Testaments, einem Psalm Davids - der in dem Spruch in der Ich-Form Redende ist also David - entstammt protestantischer Volksfrömmigkeit des 17. Jahrhunderts. Inhaltlich ist dieser Haussegen um so eher zu verstehen, wenn man berücksichtigt, dass die Eheleute Sunderman ihr Haus nur acht Jahre nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges erbaut haben. Wenn er jetzt im Hollager Hof gut lesbar zu neuen Ehren gekommen ist, dann verstehe ich das als einen Beitrag zu ökumenischer Eintracht, wenn auch im profanen Raum. Er ist auch ein gutes Beispiel für den heutigen Umgang mit solchen Hausinschriften aus alter Zeit Denn wenn man sie, wie z.B. in Bramsche an mehreren Fachwerkhäusern, schwarz überstreicht, so dass sie einschließlich der Daten, die Auskunft über das Haus geben könnten, nicht mehr gelesen und auch nicht mehr als Fassadenschmuck wahrgenommen werden können, ist das ein Unsinn, der um so unverständlicher ist, wenn er, wie zu hören war, auch noch von der Baudenkmalpflege mitzuverantworten ist Wenn man die Außenwände des Hollager Hofes betrachtet, besonders auch die zur Straße gelegene Giebelfront, dann erkennt man vielleicht nicht auf den ersten, aber auf den zweiten Blick, dass vom Fachwerk einiges erneuert werden musste.

(10:)Nach Auskunft Herr Heinrich Widdels, Gehrde, der nach 1990 die Zimmerarbeiten für den Wiederaufbau übernommen hatte,

(11:)mussten vor allem die Setzschwellen und Eckständer ersetzt werden. Abweichend ist der Eindruck im Innern des Gebäudes. Die mächtigen Ständer, Kopfriegel und Dachbalken gehören offensichtlich zur Originalsubstanz des 1656 errichteten Gers'schen Kottens. Alles in allem ist festzustellen, dass wesentliche Bestandteile dieses Hauses erhalten geblieben und für die Zukunft gesichert werden konnten. Das Haus ist kein Baudenkmal und soll es in diesem engeren Sinne auch nicht sein. Es dient seit seiner Wiedererrichtung hier in Hollage als Kultur- und Begegnungsstätte, und wenn zu diesem Zweck das ehemalige Kammerfach völlig umgebaut wurde, dann war dies in Anbetracht der vorgesehenen Nutzung nicht nur vertretbar, sondern auch sinnvoll.

(12:)Gers-Barlag und Jürgens-Barlag - beide Höfe lagen und liegen noch dicht beieinander, Jürgens-Barlag wechselte jedoch vor etwa hundert Jahren den Besitzer und Namen - sind Familiennamen, die in eine Zeit zurückweisen, in der es Familiennamen noch nicht gab. Für die Zeit um 1350 ist nach Auskunft von Herrn Heinrich Gers-Barlag sein Urahn Hendrik to Barlage bezeugt. Der Ursprung ist aber noch früher anzusetzen. Das Nebeneinander beider Höfe und Namen scheint ein Hinweis darauf zu sein, dass hier im Mittelalter ein Vollerbenhof in zwei Halberbenhöfe geteilt wurde oder dass sich ein kleinerer Hof mit einem abgehenden Sohn abgespalten hat. Der Name „Gers“ ist aus „Gerhards“ verkürzt.

(13:)Beide Familiennamen sind aus unterschiedlichen Vornamen, Gerhard und Jürgen, und der gemeinsamen Flurbezeichnung für ihren Landbesitz, die Barlage, hervorgegangen. Eine „Lage“ ist zunächst rein sprachlich etwas Liegendes, in diesem Fall ein Stück Land von überschaubarer Größe.

So geht z.B. der Familienname "Bocklage" auf die Buchenlage zurück. Eine Analogiebildung, die man im Emsland und in den benachbarten Niederlanden vorfindet, heißt "Bokeloh" („Bokeloo“). Der Ortsname „Dinklage“ geht auf den alten Flurnamen „Dinglage“ zurück, eine Versamlungs- und Gerichtsstätte in germanischer Zeit und auch noch im Mittelalter. Die "Hengelage" bei Quakenbrück hat ihre Entsprechung in Gut „Hangelage“ bei Freren im Emsland und im Namen der Stadt „Hengelo“ in den Niederlanden. Wir sprechen auch heute noch von einer "Hanglage". Das Bestimmungswort „Bar-“ in „Barlage“ bedeutet im Zusammenhang mit „Lage“ „bloßliegend“, d. h. auch von Bäumen und Buschwerk unbewachsen.

Wer nun im Kotten des Bauern Gers-Barlag seit 1656 gewohnt hat, ist mir nicht bekannt. Kirchenbücher, wenn sie noch erhalten sind, könnten vielleicht darüber Auskunft geben. Es können zunächst Familienangehörige gewesen sein, die früher oder später dem Stand der Heuerlinge, der sich seit dem 16. Jahrhundert allmählich herausgebildet hatte, angehörten. In der mündlichen Überlieferung gilt dieses stattliche Gebäude als Heuerlingshaus. Sein Besitzer hätte jedoch auch ebenso gut der bäuerlichen Mittelschicht angehören können. Der Urgroßvater unseres Zeitzeugen Heinrich Sandmann, Gerhard Heinrich Sandmann, war, als er 1859 den Kotten bezog, Heuerling und in dieser Funktion auch Pferdekehnecht des Bauern Gers-Barlag. Das war eine Auszeichnung:

Pferdekehnecht wurde nur, wer mit Pferden umzugehen verstand. In der Regel war es der Großkehnecht. Die Betreuung der Pferde war ein Dienst, der Vertrauen auf der Seite des Herrn, Befähigung und Verantwortung auf der Seite des Kehnechts voraussetzte. Das Pferd war ein Statussymbol des Bauern und stellte einen großen Wert dar. Ein altes Sprichwort, das in Westfalen bekannt war, drückt das für unsere Ohren reichlich derb und sarkastisch aus: „Weibersterben - kein Verderben, Perd verrecken - großer Schrecken!“ Wie es heißt, habe der Kotten zunächst als Leibzucht, danach, also spätestens seit 1859, als Heuerhaus gedient. Wir wollen uns hier nicht festlegen. Ein Heuerhaus kann zeitweise, dann aber sekundär als Leibzucht, d. h. Altenteil gedient haben. Dieser Kotten war primär mit Sicherheit keine Leibzucht, denn dafür war er zu groß. Die Kübbungen beiderseits der Diele konnten mehr als vier Kühe aufnehmen. Üblicherweise überstieg das die Verhältnisse eines Heuerlings. Auch ist ein Kammerfach mit solchen Abmessungen für ein Heuerhaus keine Selbstverständlichkeit. Heinrich Sandmann erinnert sich, dass sein Fußboden eine auffallende Neigung zum Flett gehabt habe. Diese leichte Anwinkelung zum restlichen Bodenniveau des Hauses ist

möglicherweise ein Hinweis darauf, dass das Kammerfach zu einem früheren Zeitpunkt um- oder überhaupt erst angebaut wurde.

(14:)Ich habe bisher nur vom Hollager Hof als Gebäude, von seiner Entstehungszeit, seinem früheren und jetzigen Standort, der Konstruktion und den Maßen, der inneren Raumaufteilung und den Funktionen gesprochen. Aber was wissen wir vom täglichen Leben der Menschen, denen dieser Kotten und der Hof, zu dem er gehörte, in früherer Zeit, gar in der Anfangszeit, also noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges, als Behausung gedient hatte? Diese Fragestellung eröffnet ein sehr weites Feld. Denn die hier angesprochene Zeit liegt um 250 bis 350 Jahre zurück, und was den gewiss nicht reich fließenden Quellen, ob sie nun veröffentlicht sind oder noch unentdeckt in Archiven schlummern, entnommen werden kann, müsste recht mühsam zusammengetragen werden. Ich werde mich deshalb hier darauf beschränken, zwei Quellengruppen heranzuziehen, die für mich verhältnismäßig leicht zugänglich sind. Es sind Sammlungsbestände, in erster Linie aus dem Besitz des Kulturgeschichtlichen Museums Osnabrück, und archäologische Grabungsfunde, die im Töpfermuseum Hagen a.T.W. ausgestellt sind. Der Schwerpunkt liegt dabei im Jahrhundert zwischen 1650 und 1750.

Die wenigen Beispiele an Möbeln, die ich Ihnen hier zeigen werde, gehören zwar dem genannten Zeitraum an, jedoch größtenteils nicht der Sozialschicht, die von den Heuerlingen vertreten wurde.

Dabei ist zu beachten, dass es eine scharfe soziale Abgrenzung zwischen der bäuerlichen und unterbäuerlichen Bevölkerung nie gegeben hat. Zwischen beiden Schichten gab es einen Übergangsbereich mit Abstufungen. So konnte es ein Heuerling oder erst recht ein „freier Heuerling“, der seine Pacht an den Bauern ausschließlich mit barem Geld bezahlen konnte und nicht zusätzlich mit Hand- und Spanndiensten ableisten musste, weil er als Handwerker, z. B. als Schuhmacher, Tischler oder Stellmacher über regelmäßige Einkünfte verfügte, zu Wohlstand bringen, sein Ansehen mehren und seine soziale Stellung verbessern, wie es auch umgekehrt und nicht nur durch eigenes Verschulden, sondern, wie z. B. im Geltungsfall des Anerbenrechts durch das Schicksal, nicht als Hoferbe geboren worden zu sein, den sozialen Abstieg gegeben hat. In historischer Zeit waren diese sozialen Abstufungen am ländlichen Mobiliar mehr oder weniger deutlich ausgeprägt erkennbar. Die bis in unsere Zeit überlieferten Bestände, wie sie vor allem in Museen aber auch in Privatbesitz aufbewahrt sind, lassen diese sozialen Abstufungen kaum noch erkennen, weil zum weit überwiegenden Teil die ansehnlicheren und höherwertigen Möbel aus großbäuerlichem Besitz erhalten geblieben sind, während Truhen, Schränke, Anrichten, Wandbörde, Tische, Bänke und Stühle der einfachen Art verheizt wurden, und das auch noch bis etwa zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Die einseitig auf repräsentative Objekte gerichtete Sammeltätigkeit der Museen und der Antiquitätenhändler, die ebenfalls darauf bedacht waren, sich die Rosinen aus dem Kuchen zu holen, haben diese Entwicklung gefördert und so zur oben angedeuteten schichtenspezifischen Unausgewogenheit der überlieferten Bestände beigetragen. Mit einem Wort: Es ist heute kaum noch möglich, mit real existierenden, authentischen Beispielen zu zeigen, wie der zum Hof Gers-Barlag gehörende Kotten nach 1656 mit Möbeln ausgestattet war. Man hat aber generell davon auszugehen, dass diese Ausstattung durchweg erheblich schlichter war als das, was heute in Museums- und Privatbesitz vorhanden ist oder anders gesagt: Das, was ich an Möbeln im Folgenden zeigen werde, ist in dieser Art und Ausführung eher dem Vollerben Gers-Barlag zuzuordnen und nicht seinen Heuerlingen.

Das am meisten benutzte Behältnismöbel war im ländlichen Raum vom Mittelalter bis weit ins 19. Jahrhundert hinein die Truhe, in unserer heimischen Mundart "Kiste". Der entwicklungsgeschichtlich älteste Typus war die hier gezeigte Stollentruhe oder genauer Frontstollentruhe. Die waagrecht verlaufenden Bretter des Truhenkastens sind mit Zapfen, Nut und Holznägeln in die als Stollen dienenden Bohlensegmente eingefügt. Diese Truhe aus der volkskundlichen Sammlung des Kulturgeschichtlichen Museums Osnabrück - sie stand bis zur Auflösung der volkskundlichen Abteilung im Foyer der Villa Schlicker unter einem der beiden großen Gemälde Franz Heckers, die den Innenraum der Wallenhorster Alexanderkirche darstellten - ist mit einem schmiedeeisernen, schon in gotischer Zeit

entwickelten Schmetterlingsschloss versehen. Die Frontseiten der beiden vorderen Stollen zeigen mit den s.g. "Drudemännken" in der oberen Zone eine Flachschnitzerei, wie sie für das Artland charakteristisch war. Diese Truhe gehört dem 17. Jahrhundert an. Sie diente der Aufbewahrung von Leinenvorräten, Wäsche und Kleidung. Die Kleidungsstücke wurden also noch gelegt und nicht in Schränke gehängt, die erst später aufkamen.

(15:) Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts begann die Kastenruhe, hier in ihrer besonderen Konstruktion als Kufentruhe - der Kasten ruht auf zwei seitlichen Kufen -, die Stollentruhe zu verdrängen, vermutlich auch deshalb, weil sie auf im Verhältnis kleinerer Stellfläche mehr Raum bot. Dieser Truhentyp breitete sich von Westfalen und dem Rheinland her nach Norden aus. Das hier abgebildete Beispiel stammt aus Fürstenau und ist rund 300 Jahre alt.

(16:) Die hier gezeigte Koffertruhe aus dem späten 17. Jahrhundert stammt aus dem Raum Warburg im Münsterland. Die auffälligsten Merkmale des Koffers sind der nach unten verjüngte Kasten und der Runddeckel. Dieser Truhentyp war auch im Weser-Ems-Gebiet bekannt.

(17:) Die offene Anrichte ist im Osnabrücker Nordland schon für das beginnende 17. Jahrhundert nachgewiesen. Dieses Exemplar ist allerdings erst 1789 datiert, also im Jahr der französischen Revolution entstanden, und stammt aus dem Altkreis Bersenbrück. Es gehört zur volkskundlichen Sammlung des Kulturgeschichtlichen Museums Osnabrück. Offene Anrichten, weiter nördlich auch Kannenstöcke genannt, sind zweiteilig konstruiert. Das obere Teil ist abnehmbar. Anrichten dienten dem Verwahren von Geschirr. Sie können im 17. Jahrhundert in den Häusern der Vollerben Gers-Barlag und Jürgens-Barlag gestanden haben, aber wohl kaum in Heuerlingskotten, wo zu der Zeit für den gleichen Zweck eher schlichte Wandbörde gedient haben werden.

(18:) Der Brotschrank wurde auf dem Lande in der Mundart als "brautschap" bezeichnet, wie überhaupt „schap" für „Schrank" stand. Das Wort ist vom Verbum „schaben" abgeleitet und verrät etwas von der Entstehungsgeschichte dieses Möbels. Denn die Primärstufe in der Entwicklungsreihe war ein ausgeschabtes, aufrecht gestelltes Stück eines ausgehöhlten Baumstamms, also in einer vergleichbaren Technik hergestellt wie der Einbaum in seiner Verwendung als Boot. Das hier gezeigte Beispiel stammt aus dem Osnabrücker Nordland und gehört dem 17. Jahrhundert an, vermutlich noch der ersten Hälfte. Es ist in schlichter Weise ausgeführt und verrät nichts von Stileinflüssen der hohen Kunst. Der Eichenschrank ruht auf Kufen und ist in der Mitte unterteilt.

(19:) Man könnte heute fragen, warum die Brotschränke in jener Zeit so groß waren. Man kannte und aß damals, abgesehen von wenigen Festfeigen, mit Sauerteig angesetztes grobes Roggenschrotbrot, das in Nordwestdeutschland, in einem Gebiet der Einzelhöfe, auf jedem größeren Hof selbst gebacken wurde. Nur in geschlossenen Dörfern gab es Gemeinschaftsbacköfen und in den Städten die gewerbliche Bäckerei. Auf dem Hof wurde „schwadbraut" durchweg für vier Wochen auf Vorrat gebacken. Das waren schwere, kastenförmige Brotlaibe von bis zu 30 cm Länge und 15 bis 20 cm Höhe. Das Schneiden des Brotes war deshalb gewöhnlich dem Bauern oder Großknecht vorbehalten. Das Brot wurde für die ganze Familie und das Gesinde, oft wohl auch für die Heuerleute gebacken, wenn sie über keinen eigenen Backofen verfügten. Das „brautschap" stand im Flett. Seine dicken Wände schützten das Brot vor dem Austrocknen und die fest verschließbaren Türen hielten Mäuse und Ratten auf Abstand.

(20:) Einen ganz anderen Eindruck vermittelt dieser schön geschnitzte Schrank aus dem Artland. In den Zwickeln der Rundbögen ist die Jahreszahl 1643 zu erkennen. Dieser Schrank aus dem Besitz des Kulturgeschichtlichen Museums Osnabrück ist also im Dreißigjährigen Krieg entstanden, ein Beweis dafür, dass es in diesem langen, verheerenden Krieg auch Nischen für die Fortsetzung handwerklicher Traditionen und überhaupt des gewohnten

Lebens, wenn auch mit vielen Einschränkungen, gegeben hat. Die strenge, achsialsymmetrische Gliederung der Fassade, seine Rundbögen mit s. g. „Demanten“, die geschliffenen Edelsteinen nachempfunden waren, seine Flecht- und Schuppenmuster, die Flachschnitzerei auf den Schubladen im von der Metallverarbeitung herrührenden Beschlagwerkstil, die von Akanthusblättern umkränzten Rosetten - dies alles ist vom Geist und Kunststil der Renaissance durchdrungen. Städtisch-bürgerlicher Einfluss ist hier unverkennbar. So kann dieser Schrank dem städtisch-bürgerlichen Milieu ebenso wie der ländlichen Oberschicht zugeordnet werden, zu der ja auch - das sollte nicht übersehen werden - der Landadel, der geistliche Stand, Lehrer, Beamte, Ärzte, Apotheker und Kaufleute gehörten. Zur Ausstattung eines nichtbäuerlichen Haushalts kann er nicht gehört haben. Walter Borchers, von 1946 bis 1969 Direktor des Kulturgeschichtlichen Museums Osnabrück, damals noch „Städtisches Museums Osnabrück“ genannt, bezeichnete ihn in seinem Buch „Volkskunst in Westfalen“, das die Region Osnabrück einbezieht, als „Brotschrank“. Dem muss hinsichtlich der beiden unteren Fächer nicht grundsätzlich widersprochen werden. Die beiden Schubladen weisen aber auf eine weitere Funktion hin. Sie könnten für Essbesteck bestimmt gewesen sein, während die beiden oberen Fächer für Brot zu eng sind und vermutlich für Ess- und Trinkgeschirr vorgesehen waren. Die Bezeichnung „Vorrats und Wirtschaftsschrank“ ist deshalb in diesem Fall vorzuziehen.

(21:)Der zweitürige Kleiderschrank ist hier hierzulande kaum vor 1700 bekannt geworden. Er hat sich seit dem beginnenden 18. Jahrhundert von größeren Städten wie z.B. Bremen und Hamburg her auf dem Lande ausgebreitet, blieb aber zunächst der großbäuerlichen Schicht vorbehalten. Dieser Artländer Kleiderschrank mit seinen von korinthischen Kapitellen gekrönten Pilastern, mit den mit Zacken, Verkröpfungen und intarsierten Sternen verzierten Kissenauflagen stammt ebenfalls aus dem Artland und gehört der Zeit um 1700 an. Bis zum Jahre 2000 gehörte er zur Ausstattung der volkskundlichen Abteilung im Kulturgeschichtlichen Museum Osnabrück..

(22:)Die Wiege gehört zu den Einrichtungen, die unserer Wohnkultur so gut wie ganz entfremdet sind, jedenfalls eine Wiege dieser handwerklichen Tradition. Man unterschied die Längs- von der Querkufenwiege oder den Längsschwinger vom Querschwinger, je nach dem, wie die Kufen zum Kasten gefügt waren. Das hier gezeigte Beispiel ist eine Längskufenwiege, deren Kasten mit den am unteren Ende kreuzförmig verstreuten Beinen über dem Kufengestell um 90 Grad gedreht werden kann. Es handelt sich hier mithin um einen Doppelschwinger, der je nach den Launen und Wünschen des Kindes mal längs und mal quer geschaukelt werden konnte. Diese Wiege aus dem Osnabrücker Land ist aus massivem Eichenholz angefertigt. Die Beine sind teilweise gedrechselt. Eingeschnitzt sind die Initialen der Eltern und die Jahreszahl 1777. Sie ist ungefähr 1 m lang und 60 cm breit. Das waren die üblichen Maße. Es ist möglich, dass sie ursprünglich farbig gefasst war, wie sehr viele historische Möbel, unabhängig von der verwendeten Holzart, womit ich darauf hinweisen will, dass es ein weit verbreiteter Irrtum ist, anzunehmen, dass nur Weichholzmöbel bemalt waren. Als Leihgabe des Kulturgeschichtlichen Museums Osnabrück ist diese Wiege heute im Heimatmuseum „Stiftung Averbeck“ in Bad Iburg - Glane zu sehen. Ich kann Ihnen einen Besuch dieses Museums empfehlen, in dem viele Exponate der volkskundlichen Abteilung des Kulturgeschichtlichen Museums Osnabrück vor ihrer Liquidierung Aufnahme gefunden haben und so vor einer Magazinierung auf unbestimmte Zeit einstweilen bewahrt werden konnten.

(23:)Die Ofenbank an der Herdwand in einem Heuerlingskotten hat sicherlich schlichter ausgesehen als die hier gezeigte, die aus dem Osnabrücker Nordland stammt und mit ihren gotisierenden Elementen - gemeint sind die kleeblattförmigen Bekrönungen der Seitenwangen - dem 17. Jahrhundert angehört. Die Ofenbank, in der niederdeutschen Mundart auch "mausetoter" genannt, also Sitz des Hausherrn, blieb dem Bauer und der Bäuerin vorbehalten. Im Hintergrund sieht man hier einen Alkoven, d. h. eine nach allen Seiten abgeschlossene bzw. verschließbare Schlafstätte, deren Vorderfront wie ein Paneel im Renaissancestil reich verziert ist Einrichtungen wie diese gehörten ausschließlich zum Inventar der begüterten Höfe.

(24:)Das Salzfass gehörte zu den Kleinmöbeln im ländlichen Haushalt. Es hatte seinen Platz an der Herdwand in der Nähe des Herdfeuers, aus zweierlei Gründen: Es musste beim Kochen und Braten griffbereit zur Stelle sein, und es musste trocken aufbewahrt werden, damit es nicht klumpte. Dies ist ein besonders schön und im reinsten Barockstil gestaltetes Exemplar, angefertigt laut Inschrift am 11. Oktober 1740. Die Öffnung ist durch einen hängenden, hin- und herschwenkbaren Runddeckel verschlossen. Es gab auch wesentlich einfacher konstruierte und völlig undekorierte Ausführungen, z.B. mit einer nach oben zu öffnenden, pultdachförmigen Klappe.

(25:)Bevor ich zum keramischen Hausrat des 17. Jahrhunderts übergehe, will ich Ihnen hier in einem kleinen Exkurs von einem Brauch in älterer Zeit berichten, der mit der Haussetzung und dem Richtfest zu tun hat. Was Sie hier sehen, ist eine „Fensterbierscheibe“. Sie stammt aus Hüsedede im Altkreis Wittlage, wurde von Walter Borchers der Zeit um 1700 zugeschrieben und gehört zu den Altbeständen des Kulturgeschichtlichen Museums Osnabrück. Wenn in früheren Zeiten ein Haus gesetzt und sein Dachstuhl gezimmert und gerichtet war, feierte der Hausherr mit seinen Nachbarn und Freunden das Richtfest. Soweit gilt das in der Regel auch heute noch. Sogar die Richtkrone mit ihren bunten Bändern hat die Zeiten überdauert, und hier und da sind auch noch die Sprüche bekannt, die unter Begleitung von Hammerschlägen von einem der Zimmerleute, auf dem Dachfirst reitend, „gekloppt“ wurden. Aber in älterer Zeit gab es in unserer Region einen Brauch, der längst vergessen ist. Die Nachbarn taten sich zusammen und schenkten dem Hausherrn und der Hausfrau ein in Blei gefasstes, meist mehrteiliges Glasbild, das sich mit einer bildlichen Darstellung und einer Inschrift, oft auch mit Datum, auf den Hausherrn und seine Familie bezog. Zum Dank wurden sie reichlich bewirtet, unter anderem auch mit Bier. Deshalb die Bezeichnung „Fensterbierscheibe“.

Diese erhielt anschließend einen geeigneten Platz im Hause, z.B. als Teil der „Ütlucht“ im Flett oder eines Fensters in der Stube, wo sie gegen das durchscheinende Tageslicht betrachtet werden konnte. In diesem Fall waren Hausherr und -herrin „Peter Henrich von der Hake, Schulmeister zu Hüsedede, und seine Ehefrau Catrina Elsabein Renmeyer“. Sie haben an einem runden, dreibeinigen Tisch Platz genommen, und der Schulmeister ruft fünf Schüler zum Teil unterschiedlichen Alters mit den Worten herbei: „Kompt Her Kinder, Höret mihr zu ich will Euch die frucht des Herrn Lehren“. Mit der „frucht“ ist natürlich die Furcht des Herrn gemeint. Hier liegt eine in den Mundarten häufig vorkommende Umstellung von zwei Lauten, eine s. g. „Metathese“ vor. Die biblische Herkunft des Textes ist nicht zu überhören und sein Sinn ist nicht zu verkennen. Aber mit dem „Herrn“ meint der Schulmeister offenbar zumindest auch sich selbst und nicht nur die allwaltende höchste Instanz, wenn ich seinen Gesichtsausdruck, den seiner Frau und vor allem den der Schüler richtig deute, in diesem Sinne hätte dann die wohlwollend-väterlich klingende Aufforderung „Kompt Her Kinder“ einen eher ironischen Unterton. Herr Pastor Antonius Birkemeyer, Ihnen wohlbekannt, hat mich auf eine Bibelstelle hingewiesen, die sehr gut in diesen Zusammenhang passt. In Psalm 111, Vers 10 heißt es in lateinischer Sprache: „Initium sapientiae timor domini“, in deutscher Übersetzung: „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang“. Der Schulmeister will also pflichtgemäß seinen Schülern Wissen und Weisheit angedeihen lassen. Aber die allererste Voraussetzung für den Erfolg ist die Furcht des Herrn. Nach „antiautoritärer Erziehung“ hört sich das noch nicht an. Übrigens zeige ich Ihnen dieses Bild auch, weil es etwas über die Kleidung, hier allerdings der sozialen Oberschicht, aussagt. Sie ist, wie im 17. Jahrhundert vorherrschend, deutlich von der spanischen Mode beeinflusst. Darauf verweisen z.B. die Kniebundhosen, die taillierten Röcke, die breiten Ärmelaufschläge und die Halsschleifen mit den herabhängenden „Beffchen“, die bis zum heutigen Tage zur Amtstracht von Geistlichen und Richtern gehören.

(26:)Eine andere wichtige und unentbehrliche Gruppe des Hausrats war in früheren Jahrhunderten das keramische Geschirr. Für das Osnabrücker Nordland sind im 16. und 17. Jahrhundert bisher keine Töpferwerkstätten sicher nachweisbar, was aber nicht heißt, dass es sie nicht doch gegeben haben kann. Sie wären dann nur nicht aktenkundig geworden. Wenn es sie gab, waren sie unbedeutend und können allenfalls einen lokalen bis kleinregionalen Bedarf abgedeckt haben. Mit Sicherheit war unsere engere Heimat in dem genannten

Zeitraum, was Töpfererzeugnisse betrifft, eine Importregion. Denn gleichzeitige exportorientierte Töpferzentren sind uns bekannt: Ochtrup an der niederländischen Grenze und mehrere Zentren im Weserraum, von Wildeshausen im Norden über Minden bis hin zum Pottland rechts der Oberweser zwischen Deister und Solling. Aus dem Pottland wurde nicht nur Irdenware, sondern auch Steinzeug eingeführt, eine steinharte Tonware, die bei 1200 bis 1400 Grad garbrennt und sintert, d. h. verglast, also wasserundurchlässig wird, und eine Salzglasur erhält, während die leichtere und weichere Irdenware nur bei 800 bis 900 Grad gebrannt wird und porös bleibt und mit einer Glasur überzogen werden muss, früher mit einer Bleiglasur, heute mit einer Fritteglasur, damit sie wasserundurchlässig wird.

(27:)Aber es gab im südlichen Osnabrücker Land einen Ort mit reger Töpfertätigkeit schon im Mittelalter, noch in der frühen Neuzeit und nach einem längeren Intervall wieder seit 1765: Hagen am Teutoburger Wald. Im 16. und 17. Jahrhundert, bis 1694, scheint die Werkstatt Alte-Tiemann in Natrup-Hagen der produktivste Betrieb im Großraum Hagen gewesen zu sein. Ihr Absatzradius reichte bis nach Iburg und Osnabrück und damit wohl auch bis in die nördliche Nachbarschaft Osnabrücks, also unseren Raum. In den 1980er und frühen 1990er Jahren sind auf dem Gelände der Töpferei Alte-Tiemann archäologische Grabungen durchgeführt worden. Unmengen von Werkstattbruch wurden ausgegraben, und zahlreiche Gefäße, die restauriert werden konnten, sind seit 1995 im Töpfereimuseum Hagen ausgestellt. Auch dieses Museum kann ich Ihnen für eine Wochenendvisite empfehlen. In die Produktionszeit der Werkstatt Alte-Tiemann fällt der in West- und Mitteleuropa vollzogene Übergang von der reduzierend zur oxidierend gebrannten Irdenware. Die reduzierend gebrannte Ware wird unter Sauerstoffentzug während des Brandes grau bis grauschwarz, weil die nichtoxidierten Eisenmoleküle im Ton ihre grauschwarze Färbung behalten. Aber bei Sauerstoffzufuhr, also im oxidierenden Brand, verfärben sich die Moleküle rötlich, je nach chemischer Zusammensetzung des Tons mit vielen farblichen Abweichungen ins Gelbliche oder Bräunliche. Der Scherben, d. h. der gebrannte Ton, hat diese Färbung angenommen, und wenn er mit einer Bleiglasur überzogen wird, erscheint er unter der Glasur mehr oder weniger rötlich- oder gelblichbraun. Ich zeige Ihnen zunächst einen reduzierend gebrannten großen Topf der Werkstatt Alte-Tiemann, der wahrscheinlich in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts entstanden ist. Er ist schätzungsweise 30 cm hoch und kann als Kochtopf, mit seiner hohen, gestreckten Form aber eher als Vorratstopf benutzt worden sein. Soziale Zugehörigkeiten sind bei diesem einfachen Geschirr kaum oder gar nicht zu erkennen. Es war Arbeits- und Essgeschirr, das, um auf den Hollager Hof zurückzukommen, vor 300 bis 350 Jahren - nicht ausschließlich, sondern unter anderem - sowohl auf den Höfen wie auch in den Erb- und Heuerlingskotten benutzt worden ist.

(28:)Im Reduktionsbrand hergestellt ist auch diese etwa 11 cm hohe Öllampe. Man erkennt die kleine Auskrugung für den Docht. Gespeist wurden die Stand- und Hängekrüsel in alter Zeit und bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts gewöhnlich mit Rüböl, das in Ölmühlen aus Rübsamen gepresst wurde. Rübsamen ist dem Raps verwandt und von letzterem im 19. und 20. Jahrhundert verdrängt worden.

(29:)Im nächsten Bild sehen Sie eine Schüssel mit einem Mündungsdurchmesser von ca. 22 cm. Die Hauptnahrung waren in jener Zeit morgens und abends neben Brot Milch-Getreide-Breie und mittags eintopfartige Gerichte, mundartlich „gemös“, hauptsächlich aus Kohl- und Rübenarten, Hülsenfrüchten und - aber nicht täglich - Fleisch. Fisch und Eier gehörten auch, aber nicht nur zu den Fastenspeisen, wo das kirchliche Fastengebot noch eingehalten wurde. Reis war eine teure Festtagsspeise, und die Kartoffel als Volksnahrungsmittel gewann erst nach 1750 an Bedeutung. So waren Gerichte mit getrennten Portionen, die auf Tellern serviert wurden, während des 17. Jahrhunderts in ländlichen Haushalten noch nicht üblich, vielleicht mit einigen Ausnahmen, die bei den o.g. Vertretern der Oberschicht zu suchen wären.. Deshalb fehlt auch die Tellerform in der Produktion der Werkstatt Alte-Tiemann wie auch in zeitgleichen Werkstätten andernorts.

(30:)Die kleine Doppelhenkelschüssel, plattdeutsch "näpken" oder "köpken", war das täglich mehrmals verwendete Standardgefäß für die genannten Milch-Getreide-Breie. Üblicherweise nahm man dazu Hafergrütze oder Roggenmehl, Gerste selten, Weizen nie. Der blieb brauchtümlichem Kleingebäck, das nur an bestimmten Festtagen im Jahr gegessen wurde, und vor allem dem Stuten vorbehalten.

(31:)Wie wir hier sehen, gab es die Aufrahmschüssel, mundartlich „sette" oder „melkbecken", schon im 17. Jahrhundert. Es gab sie als grauschwarze Irdenware und in noch größeren Formen bereits Jahrhunderte früher. Der Rahm, der sich an der Milchoberfläche nach ein paar Tagen abgesetzt hatte, kam in den Rahmtopf, den „schmandpott", wo er eine Zeitlang säuerte, bevor er dann im Stoßbutterfass zu Sauerrahmbutter verarbeitet wurde.

(32:)Der Bügeltopf, plattdeutsch „hantelpott", meist aber wohl mit einem Deckel, wurde, gefüllt mit „gemös", mit aufs Feld genommen. Auch bei der Verpflegung der Wöchnerin spielte er eine Rolle, denn die Wöchnerin galt als „unrein", in unserer Sprache als ansteckend, und man hatte Berührungssängste. Deshalb, aber auch aus praktischen Gründen der verdeckelte Topf.

(33:)Dieser Grapen war ein Kochtopf. Mit seinen drei Beinen konnte man ihn in oder an die Herdglut stellen. Unsere hiesigen Töpfereien haben diese Form noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hergestellt. Mit der Ersetzung des offenen Herdfeuers durch den geschlossenen Herd, die Kochmaschine, war sein Schicksal als Museumsexponat, und das nur noch als zufällig überlieferter Rest, besiegelt.

(34:)In kleineren Grapen, hier Stielgrapen im Gegensatz zum Henkelgrapen, den wir eben gesehen haben, hat man geringe Speisemengen z. B. für ein Kind oder jedenfalls nur für eine Person gegart und oft wohl auch unmittelbar daraus gegessen. Es gibt dafür Bildbelege zwar nicht aus unserer Region, aber in der niederländischen Malerei des 17. Jahrhunderts.

(35:)Hier sehen wir einen kleinen, gehenkelten Gießtopf, der unseren kleinen Milchtöpfen bereits recht ähnlich ist und wohl auch schon im 17. Jahrhundert diesem Zweck diente.

(36:)Diese kleine Pfanne ist, wie fast alle rotirtenen Geschirrformen, außen rau und innen bleiglasiert, damit sie wasserundurchlässig war. Der Stielgriff ist ergänzt. Sie steht auf drei kurzen Beinen und brauchte also kein eisernes Dreibein als Untersetzer, sondern konnte direkt in die Glut gestellt werden. Sie hat einen Mündungsdurchmesser von ca. 10 cm und diente vermutlich hauptsächlich als Eierpfanne.

(37:)Dieser doppelhenkelige Krug mit Schnute, in der Mundart „gute", abgeleitet von „gießen", war ein Schenkkrug für vielerlei Zwecke. Man konnte ihn, gefüllt etwa mit Most oder gesüßtem, leicht gegorenem Brotwasser, mit aufs Feld nehmen oder auch ins Moor. Deshalb hieß er im westlichen Münsterland und im Emsland "fenkrug", "fen" oder "fenne" ist mundartlich das Moor. Er konnte aber auch in Küche und, falls vorhanden, Keller z. B. als Ölkrug verwendet werden. Die Bleiglasur war teuer; deshalb waren Krüge dieser Zeit zur Abdichtung innen vollständig, außen aber oft nur im Mündungsbereich und auf der Schulter glasiert.

(38:)Hier zeige ich Ihnen das Fragment einer Feldflasche, die vielleicht eine Pilgerflasche werden sollte. Im Mündungsbereich sind zwei durchlöchernde Pferdeköpfe als Henkel angarniert. Den Gefäßleib zierte ein kreisrundes, hell gehaltenes Band. Es war in Sgraffittotechnik und im Renaissancestil dekoriert. Die Feldflasche war innen und außen glasiert, ihre Form flachrund, damit sie am Körper besser getragen werden konnte. Die Käufer und Konsumenten solcher aufwendig hergestellten Objekte gehörten nicht zu den sozial schwachen Schichten.

(39:)Abschließend zeige ich Ihnen das Fragment eines Feuertopfes. Dies sollte ein „huokepott" werden, also ein Topf, über den man sich hocken konnte.

(40:)Es hätte ein kleines, bewegliches Heizgerät werden können, wenn es im Ofenbrand gelungen wäre, wie man es im Haus oder auch im Freien, z.B. auf dem Wochenmarkt unter dem Schemel, benutzt hat.

(41:)Der „huokepott“ wurde mit Holzkohle oder mit Torf gefüllt. Löcher in seiner Wandung ermöglichten die Sauerstoffzufuhr. Es gab auch etwas kleinere Feuertöpfe, die in ein schützendes Holz- oder Blechgehäuse gesetzt wurden. Das Ganze nannte man „stoeweken“ oder „stövken“. Es wurde vorzugsweise von Frauen in unbeheizten Räumen als wärmespendendes Fußbänkchen verwendet. Jahrhundertlang hielt sich dieses energiesparende Kleinmöbel, und es hatte erst nach 1950 mit Beginn des „Wirtschaftswunders“ ganz ausgedient. Damit komme ich zum Schluss. Was ich Ihnen hier in einigen Beispielen gezeigt habe, konnte nur eine knappe Auswahl des Inventars sein, mit dem in der zweiten Hälfte des 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhundert in unserer Region der ländliche Haushalt, grob unterteilt nach der bäuerlichen und nichtbäuerlichen Sozialschicht, ausgestattet war. Aber ich hoffe doch, dass Ihnen diese Streiflichter einen Einblick in Lebensverhältnisse und Lebensbedingungen gegeben haben, von denen sich unsere moderne Gesellschaft, auch wenn sie die Erinnerung an eine verlorene Zeit auf die eine oder andere Weise wachzuhalten sucht, sehr weit entfernt hat. Das soll nicht etwa ein versteckter Seitenhieb auf die Einrichtung dieses Heimathauses sein. Ganz im Gegenteil: Die Art und Weise, wie dieses Jubiläum hier in Hollage begangen wird, zeigt ja, dass man sich hier nicht mit dem Glanz der Oberfläche begnügt, sondern nach Inhalten fragt, nach dem, was und wie es vorausging. Geschichte und Gegenwart gehören zusammen. Wenn wir wissen wollen, wer wir sind, dann müssen wir auch wissen, woher wir kommen!